

„Die alte DDR kannte ich nicht nur vom Transit“

Ein Gespräch mit dem Leiter der Volkshochschule
Berlin-Friedrichshain, Bernd O. Hölters

Ingrid Schöll: Kurz zur Vita – Ihr Weg zur Volkshochschulleitung.

Bernd O. Hölters: 1980 habe ich als Fachbereichsleiter Kultur an der Volkshochschule Berlin Tempelhof begonnen. Ich bin als Jugendlicher vom Niederrhein nach Berlin gekommen, habe Schriftsetzer gelernt, war auf der Werkkunstschule, in der Theaterkulturszene aktiv und habe parallel ein Studium der Erwachsenenbildung, unter anderem an der FU Berlin absolviert. Ich habe damals in Tempelhof gearbeitet, das war zu dieser Zeit eine Kulturwüste, geprägt wie das übrige Westberlin von den Widersprüchen des Kalten Krieges. Gleichzeitig war es ein El Dorado für Menschen, die etwas bewegen wollten. Und einige von denen, die etwas bewegen wollten, ich auch, landeten in der Volkshochschule. 1990 veranstalteten wir gemeinsame Seminare mit den Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten. Ich erinnere mich an diese gemeinsamen „Lockerungsübungen“. Wir haben damals versucht, vom Zwischenstaatlichen zum Zwischenmenschlichen zu kommen. Neben professionsinternen Übereinkünften in Bezug auf bildungspolitische oder erwachsenenpädagogische Ansprüche waren die Versuche fast noch wichtiger, vom „ihr“ zum „wir“ und vor allem zum „ich“ zu kommen. In die erste Person. Die dort gesetzten Maßstäbe zeigten Wirkung: Ich habe Anfang der 1990er Jahre beschlossen, mich auf die Leitung der Volkshochschule Friedrichshain zu bewerben. Bei mir war ich mir sicher, mit der eigenen Person keine „Ost-Vorurteile“ bedienen zu müssen. Die „alte“ DDR kannte ich ja nicht nur vom „Transit“. Ich war ständiger Gast im Berliner Ensemble; war bereits 1973 zu den Weltfestspielen der Jugend und Studenten in der Hauptstadt der DDR (als Leiter der Westberliner Kulturdelegation) und war später entscheidend an kulturellen Planungen für die 750 Jahr Feier Berlins beteiligt. In meiner Fachbereichsleiterzeit holte ich als Organisator des Internationalen Kulturlustgartens bereits vor der Wende viele Künstlerinnen und Künstler von Ost nach West, nennen möchte ich stellvertretend: Helga Hahnemann, die Semper House Band, Frank Schöbel, Wolfgang Stumpf und die Geschwister Weisheit aus Gotha, eine tolle Hochseiltruppe.

Welche Situation fanden Sie 1991 vor?

1991 bin ich als Leiter der Volkshochschule Friedrichshain mit großem Optimismus gestartet. Meine Ost-West-Erfahrungen sagten mir: Wenn nicht ich, wer könnte diese Stelle dann einnehmen. Vorgefunden habe ich, etwas überspitzt formuliert: Abgenagte Bleistifte und alte Radiergummis und ein Telefon, wie man es aus alten Polizeiruf 110 Sendungen noch kennt. Der Charme der späten 1950er. Und ein verunsichertes bis neugieriges Restteam. Neugierig war ich aber auch. Ich hatte mir vorgenommen, viel zuzuhören, Kontakte zu knüpfen, Weiterbildung auch mit Spaß in Verbindung zu bringen. Ich wollte von Anfang an mehr Freundlichkeit in die VHS bringen. Und natürlich Entscheidungen treffen. Allerdings wollte ich nicht das Gefühl vermitteln, ostdeutsche Alltagsroutinen müssten nun alle entwertet werden. Auf die Veränderungsanforderungen reagierten Kolleginnen und Kollegen, Kursleitende und Teilnehmende mit unterscheidbaren Handlungsstrategien: (1) weitermachen wie bisher; (2) alles ändern; (3) die goldene Mitte suchen zwischen (1) und (2); (4), nicht auffallen, so gut wie möglich über die Runden kommen (so tun als ob); (5) das Leben als Glücksspiel betrachten. Ich wollte jedenfalls nicht der Westimport sein, der alles und jedes besser weiß und habe mich deshalb auch nicht in alles eingemischt. Der Vereinigungsprozess bot nach meinem Verständnis auf jeden Fall die Chance, an Stelle der Feindschaft als Organisations- und Mobilisierungsprinzip die Akzeptanz von qualitativ neuen Herausforderungen zu setzen. Dabei wollte ich nicht nur eine nachholende Modernisierung der Ostberliner Volkshochschule, sondern auch eine Reformierung überlebter Strukturen im Westteil der Stadt, z. B. Marketing zu einem gemeinsamen Auftritt, Professionalisierung eines einheitlichen IT-Verfahrens und Reformierung der Verwaltung. Ich kam voller Energie und Konzentration, aber nicht als Eiferer, eher gelassen, mit klaren Zielvorstellungen und gut gelaunt.

Wie waren Ihre Erfahrungen beim ersten, neu gestalteten Programmheft? Konnte man Ihrer Linie folgen; gab es Irritationen?

Allein das wäre schon Stoff für einen Bildungsroman. Eines meiner ersten Ziele war es, das beste Programmheft aller Berliner Volkshochschulen – also nicht nur der Ostberliner – zu produzieren; auch optisch. Entwürfe brachte ich mit, auch eine Abbildung für ein Logo: zwei Köpfe aus dem Bild „Tolerance“ von Mary Mackey (USA) gemalt 1990, auf der Mauer zwischen Friedrichshain und Kreuzberg am östlichen Spreeufer, der nach der Wende benannten East-Side-Gallery. Das Motiv erschien mir besonders für eine Einrichtung wie die VHS wie geschaffen, es konnte Kontaktaufnahme, Interesse, Neugier, Verständigung symbolisieren. Durch solche sprechenden Bilder suchte ich – unter anderem – nach neuen Kommunikationsformen. Kommentar eines damaligen Mitarbeiters: „Herr Hölters, das wollen unsere Menschen nicht, so sehen unsere Menschen nicht aus...“ Am Anfang gab es eben auch Killerphrasen. Natürlich wurde das unser Logo, und ist es bis heute noch, weil die Kreuzberger bei der Fusion 2001 das sofort spannend fanden. Aber natürlich gab es auch bei uns im Keller der Volkshochschule ganz altes, tradiertes Bildmaterial. Unsere Hausmeister sammelten dort Aufnahmen von Thälmann und alte Büsten kommunistischer Führer. All das haben wir später einmal versteigert.

Bei meinen neuen Impulsen, auch bei den gestalterischen, hatte ich immer die Unterstützung der Dezernentin und des Bürgermeisters. Beide waren offen für jede Form der Veränderung. In meinen, aber auch in ihren Augen sollten die Volkshochschule mehr werden als ein Lehrgangssystem. Sie sollte rausgehen, sich öffnen, die Menschen dort erreichen, wo sie sind. Wir haben experimentiert: Mit den ersten Sonntagsanmeldungen, mit Tagen der Offenen Tür. Wir haben Modernisierungen durchgeführt, im Service, mit der Einführung der bargeldlosen Anmeldung. Wir haben dem Haus eine neue Farboptik gegeben (weiß, blau, schwarz) und uns ganz schnell von der in der DDR-Zeit im Haus wie republikweit dominierenden braunen Farbe verabschiedet. Das Haus haben wir uns übrigens während der ersten Zeit der „Runden Tische“ erobert. Ich habe ganz schnell ein großes beleuchtetes Schild anbringen lassen: „Haus der Volkshochschule“, damit es uns ja keiner mehr wegnimmt. Allerdings konnten nicht alle Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten weiter in der Volkshochschule arbeiten; einige Abschlüsse wurden nicht anerkannt. Das bot zugleich die Chance für eine personelle Erneuerung.

Ich erinnere mich daran, dass die Ost-West oder West-Ost Pendler damals die Kolleginnen und Kollegen mit dem höchsten persönlichen und beruflichen Zufriedenheitsgrad waren. Das ist immer noch so. Das Pendeln zwischen den beiden Welten, die sich langsam aufeinander zu bewegten, war für mich persönlich spannend. Wer es dann noch mit dem Beruf verbinden konnte, der erfuhr es als ein doppeltes, zumeist sehr positives „Fremdeln“.

Mit der Fusion 2001 mit Berlin-Kreuzberg, einer West-Volkshochschule aus dem Bezirk, in dem ich als Student und Theatermacher lange gelebt hatte, gab es noch einmal eine Art „Wiedervereinigung“, eine Art Neuauflage des Fremden auf institutioneller Basis. Vereint wurden zwei Mythen: Der Mythos Kreuzberg, als Inbegriff einer multikulturellen Gesellschaft im Berliner Westen und der Mythos: „Wir aus dem Osten“. Das hatte zum Teil wirklich komische Züge, zumal die Friedrichshainer Volkshochschule inzwischen reformiert war und dadurch einen Modernisierungsvorsprung einbrachte.

Einige der Kollegen hatten eine Art Beißhemmung gegenüber dem neuen Staat. Insbesondere die (Wieder)Entdeckung des „umwerfenden Einverständnisses“ des Schwejk ist mir in Erinnerung als Gestalt des Übergangs, in der das „sozialistische“ Individuum nicht mehr, das „bürgerliche“ noch nicht existieren konnte. Heute sollte Mitverantwortung getragen werden, wogegen man eigentlich war, was aber nicht wirksam zum Ausdruck gebracht werden konnte. Der Umgang mit Geschichte unter lauter Zeitzeugen, indem nicht nur belastende, sondern auch verbindende Entdeckungen gemacht wurden. Anfang der 1990er waren wir: Unmodern, arm, kleinkariert und unprofessionell, zum Teil auch wirklich kundenfeindlich. In unserer Verwaltungsreform haben wir dann gemeinsam gelernt, dass unsere Kunden keine Bittsteller sind.

Und wie ist die Situation heute? Gibt es noch Angebotsnischen der früheren Ost-Volkshochschule? Wenn ja, wo gibt es sie noch und wo gibt es sie nicht mehr?

Die klassische Ost-Volkshochschule hatte drei Schwerpunkte: Schulabschlüsse, technische Lehrgänge (Informatik – in sogenannten Computerkabinetten – Steno, Maschinenschreiben) und Fremdsprachen. Alle anderen Sparten befanden sich in den Kulturhäusern oder waren in den Betrieben angesiedelt. Heute gibt es keine Ost-Angebotsnischen mehr. Die Schulabschlüsse wurden in Berlin regionalisiert. Von den heute noch bestehenden zwölf Volkshochschulen (ursprünglich 23; nach der Fusion im Jahr 2001 noch zwölf) führen sechs Schulabschlüsse durch. Man kann nicht mehr unterscheiden zwischen Ost- oder West-Volkshochschule, die Volkshochschularbeit ist weit mehr durch die in den jeweiligen Bezirken dominierenden Milieus geprägt. Heute hat der Wettbewerb um Unterrichtseinheiten, Infrastruktur, Qualität und insbesondere um kreative Mitarbeitende alle erfasst. Im Kampf um knapper werdende Ressourcen – des öffentlichen Budgets und der Kaufkraft der Teilnehmenden – wird mehr denn je nach Sinn und Adressat gefragt. IT-Verfahren, Marketing und alle wesentlichen Geschäftsprozesse sind zwischen den Berliner Volkshochschulen weitgehend vereinheitlicht. Autonomie und Selbstregulierung bleiben dennoch die zentralen Begriffe: die Angst vor Kürzungen lähmt; der Erfolg nach eigenem Risiko beflügelt.

Kurz zur Situation der Migranten/Integration: Gibt es hier eine spezifische Ost- bzw. West-Sicht auf die Dinge (dies insbesondere vor dem Hintergrund der Anfang 2001 erfolgten Fusion mit der im Westen liegenden Volkshochschule Kreuzberg)?

Ja, auf das Thema Integration gab (und gibt es teilweise noch) eine spezifische Ost- und West-Sicht. Die bestehenden Ängste wurden durch Vorurteile artikuliert. Kreuzberg hatte einen lang eingeübten, fast selbstverständlichen Umgang mit Zuwanderern. Es gab eigene Identitäten in die Kiezen, das war in dieser Form im Osten unbekannt.

Aber eigentlich war das Zuwanderungsthema lange kein wirkliches Ost-Thema, sondern ein West-Thema und hier konzentriert auf Neukölln und Kreuzberg. Wir haben heute Migrantinnen und Migranten in Friedrichshain, Menschen aus Vietnam, aus China, einige Türken, Menschen aus ganz Osteuropa. Das kommt auch durch die Nähe der Humboldt-Universität und dadurch, dass wir quasi ein Stadtteil in der Mitte sind, in dem alles fließt, in dem es zum Teil billigen Wohnraum, Studentenkneipen und ein angenehmes Lebensgefühl gibt. Aus meiner Erfahrung heraus würde ich sagen: Die Afrikaner trauen sich nicht wirklich über die Spree und wenn sie es tun, dann trauen sie sich nicht über Friedrichshain hinaus. Da kann es zum Teil immer noch gefährlich werden. Wir müssen das Migrantenthema künftig viel weiter öffnen: Kulturhäuser für die jungen und ein würdiges Alter für die alten Migrantinnen und Migranten und natürlich Einstellungen von Zugewanderten im Öffentlichen Dienst, auch bei der Volkshochschule, um nur drei Beispiele für neue Schwerpunkte zu nennen.

In Friedrichshain waren Menschen mit Zuwanderungshintergrund eher selten. Es gab ausländische „Arbeiter auf Zeit“ und „Studenten auf Zeit“. Die Übergriffe in Rostock-Lichtenhagen und Mölln veranlassten uns, Ortfried Schaffter mit Seminaren zum Thema „Fremdheit: Faszination und Bedrohung“ in die vhs zu holen.

Zur Personalentwicklung: Woher kommt Ihr Personal? Gib es biographische Einflüsse auf die Angebotsplanung?

Heute arbeiten an der Volkshochschule Friedrichshain-Kreuzberg ein Drittel Menschen mit einer West-Biographie und zwei Drittel mit einer Ost-Biographie. Nachbesetzungen haben wir meist mit Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten vorgenommen. Die Kollegen aus dem Osten sind nach wie vor zurückhaltender, manchmal möchte ich sagen vorsichtiger und darauf bedacht, Erwartungen der Politik zu erfüllen. Festgestellt habe ich diese spezifische Form der Zurückhaltung unter anderem beim „Weiße Rose-Projekt“, das wir mit der Volkshochschule Ulm durchgeführt haben. In der politischen Bildung exponiert man sich nach wie vor nicht gerne. Ein Beispiel für die biografisch geprägte Angebotsplanung ist das Funkkolleg, dem ich von Anfang an in „meiner“ Ostberliner vhs großen Raum bot. Sonderveranstaltungen, Ausstellungen, zusätzliche Sendeplätze mit Prominenten und der „jungen vhs“ und natürlich gut besuchte Begleitzirkel boten immer wieder Gelegenheit zur gesellschaftsrelevanten Auseinandersetzung. Der unermüdliche Bernhard S. T. Wolf war häufig bei solchen Anlässen in Friedrichshain dabei. Mit „Deutschland im Umbruch“ erreichten wir einen gemeinsamen Höhepunkt in Berlin. Gleichzeitig endete damit die bundesweite Ausstrahlung. Übrigens fällt mir auch auf: Wenn wir die Sprachkompetenzen unserer Volkshochschule erfragen, gibt kaum eine oder einer gerne zu, dass er oder sie russisch kann. Das ist nicht „in“, das gehört zu einer erzwungenen Vergangenheit, die man negiert. Genannt werden Sprachen, die man freiwillig gelernt hat: Englisch, Spanisch, Italienisch, Arabisch....

Nach der Fusion haben wir von zwölf Volkshochschulen jetzt sechs reine West-berliner Volkshochschulen, zwei „gemischte“ Einrichtungen (Ost- und West-Bezirk zusammengelegt) und vier reine Ostberliner Volkshochschulen. Von den insgesamt 12 Leitungen haben neun West-Biographien und drei Ost-Biographien. Auch heute ist es noch unvorstellbar, dass für die Leitung einer West-vhs ein/e Bewerber/in mit Ost-Biographie eingestellt wird.

Kann oder konnte „der Westen“ etwas vom „Osten“ lernen – wenn es um Volkshochschule, ihre Entwicklung, ihren Aufgabenbereich und Ihre Organisationsstruktur geht?

Von Seiten der Organisation oder von Seiten der Aufgabenbereiche sage ich eindeutig: Nein. Von den Entwicklungsmöglichkeiten gesehen muss ich sagen: Ja. Die Ostberliner Volkshochschulen wurden früher sehr eng geführt, vom Ministerium, von Oberschulräten. Die Emanzipation aus diesen Strukturen heraus ist ein echter Fortschritt. Ich sage es einmal so – und es soll nicht selbstgerecht klingen: Die West-Volkshochschule besitzt meines Erachtens eine wirklich attraktive Struktur, die zu übernehmen sich gelohnt hat. Geholfen haben uns in diesem Umstrukturierungsprozess einerseits die frühere PAS, das heutige DIE sowie Persönlichkeiten aus der Erwachsenenbildung, stellvertretend für viele andere nenne ich Wiltrud Gieseke und Hans Tietgens.

Die Volkshochschule Friedrichshain im Jahre 2021? 30 Jahre, nachdem Sie dort begonnen haben. Was fällt Ihnen dazu ein?

2021 – 30 Jahre später. Berlin wird hoffentlich so bunt und kreativ bleiben, wie es jetzt ist. Es wird sicher nicht alles betonierte. Lebendige Kulturen, vor allem am Spreeufer, für alle Menschen. Die Weiterbildung ist dann nichts Aufgesetztes mehr, auch nichts Erzwungenes. Sie macht Spaß und gehört zum Leben. Die Volkshochschule ist 2021 da, wo die Gesellschaft am lebendigsten ist. Das ist am Spreeufer zwischen den beiden Ortsteilen Friedrichshain und Kreuzberg. Berlin wird kein Manhattan, die Bevölkerung bestimmt mit, wenn es um die Stadtentwicklung geht und wir entdecken viele neue und kreative Orte für die Volkshochschularbeit. Ossi-, Wessi-, Noddi-, Süddi-Biografien spielen bei Stellenbesetzungen keine Rolle mehr. Die alten Absolutheitsnostalgien funktionierten nicht mehr und gehören jetzt zu den Unterlassungstugenden. Und: Die VHS ist wirklich mehr als Wissen. Sie zeigt ihren Teilnehmenden, was sie können. Und bei aller Anstrengung, die bleiben wird, gibt es mehr Witz, Humor und Gelassenheit im Volkshochschulalltag, denn Verbesserungen – auch für die Volkshochschulen der Zukunft – erreichen wir nicht allein durch institutionelle Maßnahmen, sondern (auch) durch menschliches Verhalten.